

«Die Landwirtschaft muss sich dem Markt stellen»

Der bilaterale Weg fordert die Bauern heraus

Thomas Wehrli

Die WTO-Gespräche sind zwar gescheitert. Zeit zum Ausruhen bleibt den Landwirten nicht. Das angestrebte Freihandelsabkommen mit der EU setzt die Bauern in der Nordwestschweiz unter Druck. Die NFZ sprach mit FiBL-Direktor Urs Niggli.

FRICKTAL. Die Gespräche über eine Liberalisierung des Welthandelns gingen Ende Juli ergebnislos zu Ende. Damit scheiterte (zumindest vorläufig) eines der ambitioniertesten Projekte der Welthandelsorganisation WTO. Die 152 Mitgliedsstaaten wollten sich mit der so genannten Doha-Runde (die Gespräche nahmen im November 2001 ihren Anfang in Doha im Wüstenstaat Qatar) auf einen weltweiten Abbau der Zölle und Subventionen im Agrar- und Industriebereich einigen. Dabei sollten die Entwicklungsländer einen besseren Zugang zu den Agrarmärkten der Industrienationen erhalten und im Gegenzug die Hürden für die Einfuhr von Industrieprodukten in ihre Länder abbauen. Der Abbruch der Gespräche löste gemischte Reaktionen auf: Die Bauernlobby atmete auf, die Industrie spricht von einer verpassten Chance.

NFZ: Herr Niggli, Sind Sie über das Scheitern der Doha-Runde enttäuscht?

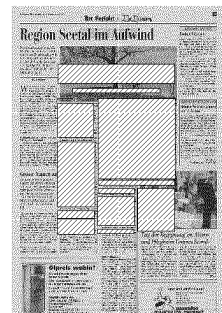
Urs Niggli: Ich erlebte das Scheitern mit gemischten Gefühlen. Ich befürworte, dass die Entwicklungsländer mit landwirtschaftlichen Produkten freien Zugang zum weltweiten Markt haben. Gleichzeitig will mein bäuerliches Herz, dass es unseren Schweizer Bauern gut geht.

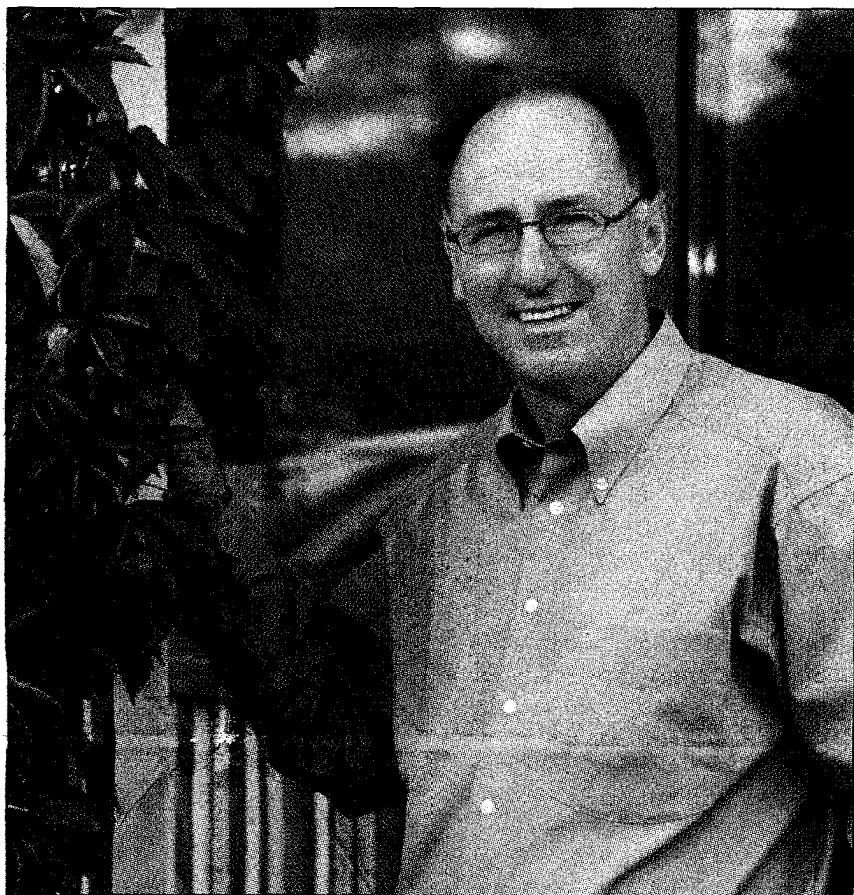
Das entwicklungspolitische Herz weinte und das bäuerliche lachte?

Das ist so. Allerdings halte ich die Jubelrufe gewisser Bauernvertreter für fehl am Platz. Es wird nun nicht einfach alles sein wie vorher. Die Landwirtschaft muss sich dem internationalen Markt stellen, die Öffnung wird kommen. Für diesen Prozess brauchen unsere Bauern einen gewissen Schutz.

Andere Wirtschaftszweige haben auch keinen Schutz.

Die meisten funktionieren auch etwas anders. Nehmen wir die Banken und die EDV-Branche. Sie können schnell und flexibel auf Veränderungen reagieren, das Know-how weltweit einkaufen und ihren Sitz jederzeit in ein anderes Land verlegen. Die Landwirtschaft kann das nicht. Sie ist an einen lokalen Standort gebunden. Und an diesem Standort muss sie zahlreiche Vorschriften einhalten, kann also nicht einfach drauflos produzieren. Engere Grenzen setzt der Landwirtschaft zudem die Produktivität. Der Ertrag pro Pflanze und Tier hat langsam, aber sicher seine Grenzen erreicht.





«Die Bauern brauchen einen gewissen Schutz»: Urs Niggli, Direktor des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL), Frick.

Foto: Thomas Wehrli

«Ein Bioland Schweiz ist realistisch»

Schweizer Landwirtschaft muss auf Qualität und Kooperationen setzen

Thomas Wehrli

Die Schweizer Landwirtschaft ist im Umbruch. In einem offenen Markt braucht sie neue Modelle. FiBL-Direktor Urs Niggli über den bevorstehenden Strukturwandel, den Bauern als Unternehmer, den Mehrwert von Swissness

und wie die Schweiz zum Bioland werden könnte.

Fortsetzung von Seite 1

NFZ: Die Landwirtschaft ist also per se eine langsamere Wirtschaft?

Urs Niggli: Richtig. Sie wird sich nie im gleichen Tempo wie andere Branchen verändern können. Damit sie die notwendigen strukturellen Veränderungen in ihrem Tempo bewältigen kann, braucht sie einen gewissen Schutz.

Argus Ref 32218221

***Auch wenn es einen Schutz braucht:
Bewegt sich die Landwirtschaft
nicht fast im Schneckentempo?***

Der Landwirt ist von seinem jahrhundertalten Selbstverständnis her eine eher konservative Person, der Neuem mit Skepsis begegnet. Die alte Agrarpolitik, wie sie bis in die 80er-Jahre hinein gepflegt wurde, hat diese konservativen Charaktereigenschaften der Landwirte gefördert. Nicht nur der Landwirt, auch der Staat muss sich bewegen. Er darf das Geld nicht mehr nach dem Giesskannenprinzip verteilen, sondern muss es nach klaren Prioritäten wie Ökologie, Tierenschutz oder Qualität ausschütten.

Dann muss die Zeit vorbei sein, in der es hiess: Die Politik richtet es schon?

Ja, das erwartet die Gesellschaft. Und die Landwirte tun gut daran, wenn sie dies beherzigen. Denn die Gesellschaft zeigt sich nach wie vor sehr solidarisch mit den Landwirten. Diesen Goodwill zu verspielen, wäre fatal. Die Probleme müssen gelöst und nicht geschützt werden.

Auch weil eine Öffnung ohnehin kommt?

Sie wird kommen und das schon bald. Nach dem Scheitern der WTO-Runde wird sich der Bund auf den bilateralen Weg mit der EU konzentrieren. Gerade für die Landwirte in unserer Region wird ein Freihandelsabkommen mit der EU viel grössere Konsequenzen haben als ein WTO-Vertrag. Unsere Bauern werden in direkter Konkurrenz mit den Landwirten in Baden-Württemberg und dem Elsass stehen. Eine harte Nuss.

Der Bauernverband rechnet vor, dass die Einkommen der Landwirte durch ein WTO-Abkommen um 30 bis 50 Prozent sinken und sich die Zahl der Betriebe bis 2018 halbiert. Wird dieses Szenario also ohnehin Realität?

Das Szenario hat einen Denkfehler. Es geht von der Ist-Situation aus und extrapoliert diese. Die Landwirtschaft

wird sich jedoch an die veränderten Rahmenbedingungen anpassen. Das wird zu kleineren Einkommenseinbussen führen als prognostiziert.

Stimmt die Prognose für die Zahl der Betriebe?

Es wird künftig deutlich weniger, dafür mehr grössere Betriebe geben. Allerdings werden auch diese «Grossbetriebe» im EU-Vergleich noch Winzlinge sein. Die Landwirte profitieren dabei von der zunehmenden Technologisierung. Dank dieser können sie grössere Fläche mit weniger Stress bewirtschaften.

Bedeutet dies: Wachsen um jeden Preis?

Überhaupt nicht. Es gibt nicht nur Wachsen oder Sterben. Es gibt viele andere zukunftssträchtige Modelle.

Zum Beispiel?

Das Kooperationsmodell. Mehrere Bauern schliessen sich zusammen und jeder übernimmt einen Bereich. Der eine ist für die Milchwirtschaft, der andere für den Ackerbau und der dritte für den Obstbau zuständig. Damit kann sich jeder auf einen Bereich spezialisieren und muss sich

nicht mehr als Generalist durch den Alltag stressen.

Und kann zu günstigeren Preisen produzieren.

Richtig, denn eine Betriebsgemeinschaft benötigt Maschinen und Know-how nicht mehr mehrfach, sondern nur noch einfach. Kooperationen halte ich gerade in der Schweiz für eine gute Alternative zum reinen Wachstum.

Wer wird den Strukturwandel überleben?

Spontan sagt man: Die Grossen und die Kleinen. Die Grossen, weil sie genügend gross sind und die Kleinen, weil sie meist noch ein anderes Standbein haben. Über das Kooperationsmodell haben aber auch mittlere Betriebe eine echte Chance. Werden alle Möglichkeiten genutzt, gibt es kaum Verlierer.

Haben wir für solche Kooperationen die richtigen Anreizsysteme?

Leider noch nicht. Heute wird vom Staat eher belohnt, wer den Alleingang durchzieht.

Der Staat allein kann es sicher nicht richten. Was muss der Landwirt dazu beitragen, dass er eine Zukunft hat?

Er braucht ein gutes Marketing. Dazu muss er sich auch überlegen, ob er die für seinen Standort optimalen Produkte anbietet. Weiter muss sich der Landwirt von den Energiepreisen abkoppeln.

Sie sagten einmal: «Die Bauern müssen lernen, das Undenkbare zu denken.» Bitte, denken Sie vor!

Das Undenkbare zu denken heisst für mich, dass die Landwirtschaft ein neues Rollenverständnis entwickeln muss.

Der Bauer als Unternehmer?

Ohne Frage. Die Zeiten, als der Bauer Landbesitzer, Wahrer einer Tradition und Rohstoffproduzent war, sind vorbei. Diese Position ist nicht mehr interessant, denn die Wertschöpfung hat sich vom Produzenten in die nachgelagerten Bereiche verlagert. Nicht wenige Leute, so auch die Aldi-Brüder Theo und Karl Albrecht, verdanken ihren Reichtum der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft muss sich einen Teil der Wertschöpfung zurückerobern.

Ist die Vertragsproduktion, wie sie FiBL-Stiftungsratspräsident Martin Ott pflegt, ein solcher Weg? Er pflanzt nur das an, was er bereits verkauft hat.

Ja, einer von vielen. Er zeigt etwas Wesentliches auf: Bereits wenn ich säe, muss ich wissen, wer das Produkt wann und in welcher Qualität will. Ich muss mich nach

dem Wunsch des Kunden ausrichten und kann nicht einfach zu einem Zeitpunkt X ein Produkt Y auf den Markt werfen.

Ein anderes Beispiel: In Ried bei Kerzers hat sich ein Brüderpaar auf Radieschen spezialisiert. Das ganze Jahr über gedeiht die rote Rettichart in ihren Gewächshäusern. Führt ein Weg über solche Spezialisierungen?

Solche extreme Spezialisierungen mögen in Einzelfällen funktionieren. Sie sind aber nicht der richtige Weg. Ihre eindimensionale Ausrichtung führt zu ökologischen Problemen. Es ist richtig, dass wir Spezialisierungen brauchen. Doch diese liegen nicht in der Einfachheit, sondern in der Vielfalt eines Betriebes.

Auch im Biobereich?

Unbedingt. Der Biobauer ist sogar noch stärker auf Kooperationen angewiesen. Nehmen wir einen Ackerbauer. Er kann den Stickstoff, den er für das Wachstum seiner Pflanzen benötigt, nicht einfach in der nächsten Landi einkaufen. Er braucht Mist und Klee. Dazu ist er auf Partner angewiesen, die ihm den Mist liefern und das Klee gras wieder abnehmen.

Spezialisierungen haben aber immer auch den Beigeschmack von «Quantität vor Qualität».

Natürlich hat jede Spezialisierung eine Normierung bei der Qualität zur Folge. Man wählt bewusst Sorten, die weniger Probleme bereiten. Damit können starke Qualitätsschwankungen, wie wir sie früher hatten, vermieden werden.

Ist eine solche Normierung für den Biobereich nicht fast wie eine Faust aufs Auge?

Sie ist nötig, damit der Biobereich auch kommerziell Erfolg hat. Daneben braucht es aber gezielte Farbtupfer. Pro Specie rara macht es mit ihren Produkten vor. Wenn der Biolandwirt zum Beispiel neben der Normkartoffel eine blaue, ungemein schmackhafte anbaut, sorgt er für

Vielfalt und besetzt für sich eine interessante Nische.

Das Spezialprodukt ist kein Problem. Das Standardprodukt hingegen muss in genügend grossen Mengen produziert werden. Stösst da die Schweiz nicht an ihre Grenzen?

Doch. In der Schweiz werden wir nie Industrie-

ware produzieren können. Dafür sind die Lohnkosten bei uns einfach zu hoch. Wir müssen uns auf die Qualität konzentrieren.

Hinter dem (Bio-)Qualitätsprodukt steckt ein bewusster Konsument. Er ist bereit, für «Swissness» mehr zu zahlen als für Waren «Made in irgendwo». Hat dieser Konsumententyp Zukunft?

Gerade bei den Lebensmitteln setzen viele Schweizer Konsumenten auf die Region. Ihnen ist «Swissness» wichtig. Daneben wird es aber auch in Zukunft den Aldi-Konsumenten geben, der nur auf den Preis achtet.

Worin liegt der Mehrwert für den Konsumenten beim Kauf von «Swissness»-Radieschen und Co.?

Beim Kauf entscheidet nicht nur die Ökonomie. Sonst hätten Mineralwasser aus anderen Ländern keinen Erfolg bei uns. Mit dem Mineralwasser kaufe ich auch ein Stück des jeweiligen Landes. Ein Bild, eine Erinnerung, eine Emotion. Solche emotionale Bindungen müssen wir auch zu unseren Produkten schaffen. Sie sind der Weg, damit der Konsument bei «Swissness» bleibt.

Bio Suisse setzt dafür die «Helden der Natur» ein. Hier erzählt beispielsweise ein Salatkopf, wie ein Igel ihn vor einer Schnecke rettet. Das funktioniert?

Mir gefallen die Geschichten sehr gut. Sie sind ein gelungener Kontrast zur einseitigen Technologiegläubigkeit. Sie erinnern uns daran, wie wunder-

voll die Natur ist. Sie zeigen, dass es nicht nur der Mensch mit seiner Technik richten kann, sondern dass die Natur ihre eigenen Regulierungsmechanismen hat und dass der Landwirt diese für sich nutzen kann.

Die «Helden der Natur» leben, weil sie gut vermarktet werden. Wie wichtig ist ein professionelles Marketing?

Es ist für den Erfolg entscheidend. Der Staat sollte mit seinen Direktzahlungen noch vermehrt Marketingmassnahmen fördern. Wenn ein Landwirt dadurch Marktanteile gewinnen kann, wird er in seiner Entwicklung nachhaltig gefördert. Normale Betriebsbeiträge hingegen verpuffen oft ohne langfristige Wirkung.

Ist der Biolandbau die Patentlösung für die Probleme der Schweizer Bauern?

Ich halte ein Bioland Schweiz durchaus für realistisch. Wir haben das Know-how, können alle Produkte biologisch herstellen und haben Konsumenten, die bereit sind, für Bio mehr zu bezahlen. Positive Auswirkungen hätte ein Bioland Schweiz auch auf die Preise.

In welche Richtung?

Nach unten. Wenn alle Landwirte in der Schweiz biologisch produzieren würden, hätten wir deutlich tiefere Produktions- und Logistikkosten.

Der Preis dafür: Da ein Bioland Schweiz weniger Nahrungsmittel selber produzieren kann, müssen wir noch mehr aus dem Ausland importieren.

Unterschätzen Sie die Produktivität des Biolandbaus nicht! Zudem werden mit einem Freihandelsabkommen ohnehin mehr Billigprodukte in die Schweiz gelangen. Wir müssen uns über die Qualität abgrenzen, denn im untersten Preissegment werden wir nie mithalten können.

Was liegen die Grenzen von Bio?

Global können sicher nicht alle Lebensmittel biologisch produziert werden. Für die Schweiz jedoch sehe ich keine Grenzen.

Hans aufs Herz: Ist Bio wirklich besser für die Umwelt?

Das zeigen alle Studien. Bio bringt der Umwelt sehr viel. Es fördert die Pflanzenvielfalt, pflegt den Boden, schützt das Gewässer, spart Energie und hilft mit, das Klima zu stabilisieren.

Gesünder sollen Bioprodukte nicht nur für die Umwelt, sondern auch für den Menschen sein. Gibt es einen Beweis?

Bioprodukte enthalten 20 bis 40 Prozent mehr bioaktive Stoffe. Diese schützen bekanntlich vor Herzerkrankungen und Krebs. Allerdings sind Bioprodukte weder Medikamente noch ein Garant für eine gesunde Ernährung. Diese hängt viel mehr davon ab, was ich esse. Täglicher Bratwurst- und Pommes-frites-Verzehr ist auch in Bioqualität nicht gesünder.

Dann macht Biomilch gar nicht munterer?

Doch. Eine ganz neue Studie aus England zeigt klar, dass der Anteil an un-

gesättigten Fettsäuren und fettlöslichen Vitaminen in der Biomilch deutlich höher ist. Biomilch ist damit ernährungsphysiologisch sehr wertvoll.

Ernähren Sie sich konsequent bio?

Zu Hause und hier im FiBL-Restaurant esse ich zu 100 Prozent biologisch. Auswärts ist dies heute noch schwierig.

Wo steht die Schweizer (Bio-)Landwirtschaft in zehn Jahren?

Sie wird nach wie vor auf zwei Arten, konventionell und biologisch, produzieren. Ich hoffe aber, dass die beiden Methoden voneinander lernen. Der Biolandbau kann lernen, wie man den Betrieb weiter professionalisiert und neue Technologien effizient nutzt. Die konventionelle Landwirtschaft kann sich das Denken in geschlossenen Kreisläufen zu eigen machen. Auf diese Art gewinnen beide. Und damit letztlich auch der Konsument.

«Täglicher Bratwurst- und Pommes-Frites-Verzehr ist auch in Bioqualität nicht gesünder»



«Es gibt nicht nur Wachsen oder Sterben»: Urs Niggli hält das «Kooperationsmodell für eine gute Alternative zum Wachstum.

Foto: Thomas Wehrli